



UTTA
DANELLA

FLUT-
WELLE

Weltbild

Nina Nosseks Generation ist bereits von einem Krieg schwer belastet und geprägt, da bricht die Flutwelle des zweiten über sie herein. Inmitten von Not, Leid und Tod muss Nina ein weiteres Mal um ihr eigenes Glück sowie um das ihrer Kinder mit Klauen und Zähnen kämpfen – aber die Liebe verleiht ihr immer wieder Kraft, wo andere längst aufgegeben hätten ...

Nina Nossek-Trilogie

Der dunkle Strom

Flutwelle

Die Unbesiegte

Utta Danella

Flutwelle

Roman

Weltbild

Die Autorin

Utta Danella (Utta Denneler) wurde am 18. Juni 1920 in Leipzig geboren. Mit 14 Jahren verfasste sie heimlich ihren ersten Roman, zudem nahm sie Schauspielunterricht – sie träumte davon, Schauspielerin oder Musikerin zu werden. Nach dem Abitur musste sie ein begonnenes Studium aus Geldmangel aufgeben. Anschließend arbeitete sie für kurze Zeit als Mannequin, sowie für Radiosender und Zeitungsverlage, zudem schrieb sie Kurzgeschichten. Anfang der 50er Jahre heiratete sie Hermann Schneider. Mit ihm kam Utta Danella nach München, wo sie 1956 vom Verleger Franz Schneekluth entdeckt wurde. Damit begann ihre Karriere als Schriftstellerin, die dank ihrer weltweit vorhandenen Fans bis heute andauert. 1999 wurde Utta Danella für ihre Verdienste um die deutsche Literatur zudem das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen. Die beliebte Autorin verstarb 2015 in München, im hohen Alter von 95 Jahren.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright © 2019 by Erbgemeinschaft Utta Danella (www.uttadanella.de)

Die deutsche Erstausgabe ist 1980 im Hoffmann und Campe Verlag erschienen.

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München, www.ava-international.de

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-063-0

Warum fliehst du nicht, Mensch
wenn die steigende Flut deine Hüften umspielt,
warum schreist du nicht, Tor
wenn deine Schultern sich neigen unter der Gischt
Und weit geöffnet sind deine Augen, Verlorener
ungläubig, noch immer nicht
hoffnungslos,
wenn die erbarmungslose Flutwelle
sich mit deinen Tränen mischt.

Die Reisenden

1931

»Ich«, sagte Victoria Jonkalla, »bin siebzehn.«

Sie kreuzte die Arme hinter dem Kopf und dehnte sich im Sand.

Der Mann neben ihr auf dem Korbstuhl schob sich den Strohhut tiefer in die Stirn, um sich vor dem gleißenden Widerschein der Sonne auf dem Meer zu schützen.

»Ich bitte um Verzeihung, dass ich gefragt habe. Man fragt Damen nicht nach ihrem Alter. Aber wenn eine Dame so jung ist wie Sie, darf man es wohl noch tun. Sweet and seventeen also.«

»Gerade geworden«, erklärte sie voll Stolz.

»Ich weiß auch, wann. Ich sah die Blumen auf Ihrem Tisch, das war vor zwei Tagen. Da kann man noch gratulieren. Was ich hiermit tue.«

»Danke.« Sie streckte ein Bein in die Luft und fragte kindlich:

»Ist es nicht fabelhaft?«

»Siebzehn zu sein? Gewiss.«

»Nein, ich meine, dass ich meinen Geburtstag gerade hier gefeiert habe. Am Lido. Das ist doch einfach toll.«

»Waren Sie schon öfter hier?«

»Ach wo. Das erste Mal. Es ist überhaupt meine erste Auslandsreise. Und gleich nach Venedig. Die meisten kommen erst hierher, wenn sie heiraten, nicht?«

»Das ist wohl so der Brauch.«

»Ich kann gar nicht sagen, wie ich mich auf diese Reise gefreut habe. Ich dachte, ich werde verrückt, als ich hörte, dass ich mitfahren darf.«

»Es gefällt Ihnen hier?«

»Es ist einfach himmlisch. Das Meer. Und der Strand mit all den fabelhaften Leuten. Und das tolle Hotel. Alles überhaupt.«

Der Mann, er war genau sechzig Jahre alt, blickte über die Schulter zurück in die Richtung, wo sich das Hotel Excelsior befand, in dem er mindestens schon zehnmal gewohnt hatte, genau wusste er es nicht, und versuchte, es mit den Augen einer Siebzehnjährigen zu sehen, die zum ersten Mal darin wohnte. So betrachtet, war es zweifellos ein tolles Hotel, und der Lido fabelhaft und Venedig einfach himmlisch.

Er lächelte und betrachtete ungeniert die schlanke, langgliedrige Mädchengestalt, bekleidet nur mit einem hellgrünen Badeanzug. Guter Stall, dachte er. Die Figur, die Kopfform, das Gesicht. Auch wie sie sich bewegte, wie sie kam und ging. Er hatte in den letzten Tagen öfter Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten, wenn sie durch die Halle schritt, wenn sie den Speisesaal betrat und verließ. Nichts an ihr war linkisch oder ungeschickt, sie besaß für ihr Alter eine erstaunliche Sicherheit.

Hier am Lido, wo sich die Reichen und die Schönen ihr jährliches Stelldichein gaben, europäischer Adel, amerikanische Finanzen, alte Namen und neuer Reichtum, und die meisten davon kannte er seit Jahren von hier oder von anderswo, waren ihm die beiden Frauen aufgefallen, diese so junge, die noch keine Frau war, und die andere, deren Alter

sich schwer schätzen ließ, weil sie so attraktiv war, dass die Frage nach ihrem Alter unerheblich wurde. Sie war stets mit erlesener Eleganz gekleidet, wirkte manchmal ein wenig arrogant, zog dennoch alle Männerblicke auf sich und erwiderte sie auch hier und da, wie er festgestellt hatte. Ein leichter Hauch von Demimonde haftete ihr an, das fand jedenfalls er, der außerordentlich darin geübt war, Frauen zu beurteilen. Er hatte sich gefragt, ob sie wohl die Mutter dieses Mädchens sein könnte, entdeckte aber keinerlei Ähnlichkeit, wenn man von der Selbstsicherheit absah, und erfuhr vom Portier, dass die Damen verschiedene Namen trugen.

Signora Bernauer, Signorina Jonkalla, beide aus Berlin.

»Sie sind also am 28. Juli 1914 geboren«, meinte er nachdenklich.

Das Mädchen lachte übermütig. »Sie haben fabelhaft gerechnet. Genau das ist der große Tag gewesen.«

»Eine sehr bewegte Zeit in der Weltgeschichte. Sie sind eine Tochter des Krieges, Signorina. Genau vier Wochen vor Ihrem Eintritt in diese Welt wurde der österreichische Thronfolger ermordet, und als Sie zwei Tage alt waren, begann der große Krieg.«

»Ach ja, stimmt«, sagte sie gleichgültig. »So wie heute, nicht?«

»Ja, heute. Vor genau siebzehn Jahren. Zwei Tage lebten Sie gerade noch im Frieden, der genau genommen schon keiner mehr war. Ein niedliches kleines Baby, ahnungslos, in was für eine schreckliche Welt es hineingeboren worden war.«

Sie richtete sich auf, blickte auf das Meer hinaus, blaugrau war es, erste Schatten der Abenddämmerung verdunkelten den Horizont.

»Ich glaube, ich geh' noch mal schwimmen.«

»Sie waren doch gerade vorhin erst im Wasser. Ihr Badeanzug ist noch nicht einmal trocken.«

»Ich könnte jeden Tag hundertmal hineingehen«, rief sie überschwänglich. »Es gibt überhaupt nichts Schöneres, als im Meer zu schwimmen. Ach, und mit dem Krieg, das ist so lange her. Wir haben einen Lehrer in der Schule, der erzählt immer und ewig von seinen Kriegserlebnissen, er war Offizier, und er fand den Krieg ganz prima. Gar nicht schrecklich. Er sagt, es sei die schönste Zeit seines Lebens gewesen!« Sie blickte ihren Gesprächspartner fragend an. »Ist doch komisch, nicht? Meine Mutter sagt auch, der Krieg war schrecklich. Aber vielleicht denken Frauen anders darüber.«

»Es gibt auch Männer, die so denken. Ich zum Beispiel.«

»Waren Sie auch im Krieg?«

»Nein.«

Er war dreiundvierzig, als Franz Ferdinand und seine Frau Sophie in Sarajevo erschossen wurden. Und er war gerade in London, reiste aber vorsorglich gleich nach Wien zurück, denn er ahnte, was kommen würde, hatte jedoch kein Verlangen, in England interniert zu werden. Dass man ihn einzog, war nicht zu befürchten. Militärdienst hatte er nie geleistet, auch war er zu alt und die Firma kriegswichtig, sein Vater fünfundachtzig und krank. Es ist so lange her, hatte dieses Kind eben gesagt – siebzehn Jahre war es her, dass der Krieg begann. Siebzehn Jahre genau auf den Tag. Und nicht einmal zwölf Jahre war es her, dass er endete.

Eine lange Zeit? Eine kurze Zeit.

Er lächelte wieder, diesmal sehr melancholisch. Wenn man siebzehn ist, kann die Welt selbst nicht älter sein als siebzehn. Das war das Geschenk und das Verhängnis zugleich.

»Gott sei Dank, jetzt wird es nie mehr Krieg geben«, sagte das Mädchen. »Das ist für alle Zeiten vorbei.«

»Wer sagt denn das?«

»Nie wieder Krieg, das sagen doch alle. Wir sind moderne Menschen. Die wollen keinen Krieg.«

»So, sind wir modern? Verändern sich die Menschen wirklich? Es wird immer Krieg geben. Nur die Toten machen keine Kriege mehr. Denken Sie nur an Ihren Lehrer, dem der Krieg so gut gefiel, dass er heute noch davon schwärmt.«

»Ach, der! Der gibt an. Damals war er jung. Heute hat er einen Bauch und eine Glatze. Der macht bestimmt keinen Krieg mehr. Wir glauben ihm sowieso nicht, dass er so tapfer war, wie er immer erzählt. Meine Freundin Elga sagt, er will uns bloß imponieren. Und wenn er ein Held gewesen wäre, sagt sie, würde er ja nicht mehr leben.«

Der Mann musste lachen. »Was für eine erbarmungslose Schlussfolgerung.«

Sie blickte ihn unsicher an. Ihre Augen waren haselnussbraun, mit kleinen gelben Punkten darin.

»Und überhaupt, ich denke auch, dass der Krieg schrecklich war. Mein Vater ist nicht zurückgekommen.«

»Gefallen?«

»Das weiß man nicht. Er ist vermisst. In Russland.«

Also war es immerhin möglich, dass die dunkelhaarige Signora Bernauer die Mutter des Mädchens war, es mochte eine zweite Ehe geben.

»Und Ihre Mutter? Sie hat lange auf ihn gewartet?«

»Sie sagt, sie hat gleich gewusst, dass er tot ist. Er soll ein sehr guter Mensch gewesen sein. Und Mutti sagt, die guten Menschen müssen immer zuerst daran glauben. Aber meine Großmutter, seine Mutter, die wartet immer noch, dass er wiederkommt.«

Zwölf Jahre warten. Zwölf Jahre Hoffnung und Enttäuschung, Tränen und Gebete. Die wartenden Mütter.

»Wenn man denn schon Monumente zum Andenken des Krieges bauen muss«, sagte Cesare Barkoscy langsam, »dann sollte man sie nicht stürmenden und sterbenden Soldaten errichten, sondern den wartenden Müttern.«

Das Mädchen zog bei seinem ernsten Ton unbehaglich die Schultern hoch und blickte wieder sehnsüchtig auf das Meer hinaus. Aber es war zu gut erzogen, um das Gespräch von sich aus zu beenden.

»Ist die aparte Dame, mit der ich Sie zusammen sehe, Ihre Frau Mama?«

»Marleen? Aber nein! Das ist die Schwester von Mutti.«

»Also Ihre Tante.«

»Na ja, gewissermaßen. Aber das darf man zu ihr nicht sagen, sie mag das nicht.«

»Verständlich. Sie ist absolut kein Tantentyp. Falls es so etwas gibt.«

»Sie gefällt Ihnen?«

»Eine höchst reizvolle Frau.«

Victoria seufzte. »Ja, nicht? Sie ist fabelhaft. Alle Männer sind in sie verknallt. Haben

Sie den tollen Italiener gesehen, der sie schon ein paarmal abgeholt hat? Mit einem eigenen Boot? Der wohnt in einem Palazzo in Venedig, ist irgendein hohes Tier bei Mussolini.«

»Und er gefällt ihr?«

»Ach, das weiß man bei ihr nicht. Sie lässt sich den Hof machen. Sie hat Sex-Appeal, nicht?«

»Zweifellos. Aber nun will ich Sie dem Meer nicht länger vorenthalten, Signorina, sonst wird es zu kühl, und Sie kommen zu spät zur cena.«

Sie sprang auf, wie von einer Feder hochgeschneilt.

»Ja, dann schwimme ich schnell noch mal.«

Er stand ebenfalls auf, nahm seinen Strohhut ab, neigte den Kopf und sagte: »Darf ich mich Ihnen vorstellen, nachdem Sie mir so ein reizendes Plauderstündchen geschenkt haben? Barkoscy ist mein Name. Cesare Barkoscy.«

Sie lächelte, ein wenig verlegen. »Ich bin Victoria Jonkalla.«

Er stutzte.

»Victoria?«

»Ja.«

»Als man Sie taufte, Signorina Victoria, hatte der Krieg sicher schon begonnen. Man muss in Ihrer Familie sehr siegessicher gewesen sein.«

»Ach«, sie lachte, »das hat mit Krieg und Sieg nichts zu tun. Meine Taufpatin heißt Victoria. Sie ist eine Freundin meiner Mutter, eine halbe Engländerin. Und darum schreiben wir auch Victoria mit c. Nach der Queen Victoria, wissen Sie.«

»Ich verstehe. Das ist natürlich etwas anderes. Sie leben in Berlin?«

»Ja. Hört man das?«

»Ein wenig.«

»Meine Mutti kommt aus Schlesien. Ich bin in Breslau geboren.«

»Nun, das ist für einen echten Berliner wohl obligatorisch.«

»Kennen Sie Berlin?«

»Wer kennt es nicht? Derzeit ist es der Nabel der Welt.«

»Aber Sie ...« Victoria sprach nicht weiter. Es gehörte sich nicht, einen Erwachsenen auszufragen.

Er verstand die unausgesprochene Frage.

»Ich bin aus Wien. Und meine Mama ist Italienerin.«

»Ach, darum heißen Sie Cesare. Ein toller Name.«

»Wie man's nimmt. Er passt nicht sehr gut zu mir. Aber meine Mama schwärmte für Cesare Borgia.«

Er lachte, und sie lachte mit. Cesare Borgia, ausgerechnet.

Und dazu dieser zierliche, weißhaarige Herr mit dem sensiblen Mund und den schmalen Händen, beides war ihr aufgefallen.

»Ich habe auch sonst, vom Äußeren abgesehen, keinerlei Ähnlichkeit mit ihm.«

»Und das hat Ihre Frau Mama sehr enttäuscht?«, fragte sie und kam sich höchst gewandt vor bei dieser Konversation.

»Möglicherweise. Ich hatte keine Gelegenheit, sie danach zu fragen.«

Ob das hieß, dass seine Mutter früh gestorben war?

»Heute lebe ich teils in Wien, teils in Mailand.«

»Abwechselnd?«

»Abwechselnd.«

»Das finde ich fabelhaft.«

Er lächelte. »Jetzt wissen wir schon eine ganze Menge voneinander. Ich hoffe, Sie werden mir wieder einmal die Freude machen, dass ich mich mit Ihnen unterhalten darf.«

Ihr Blick war freundlich. »Aber ja. Schrecklich gern.«

»Dann viel Spaß beim Baden. Und schwimmen Sie nicht zu weit hinaus.«

Er blickte ihr nach und dachte wieder: Guter Stall. Gute Rasse. Geradezu Vollblut.

Victoria kicherte vor sich hin, als sie mit kräftigen Zügen ins Meer hinausschwamm. Wie der redete! Richtig ulkig. Das musste sie Elga erzählen. Sie haben mir ein reizendes Plauderstündchen geschenkt. So was! Das klang wie aus dem vorigen Jahrhundert. Aber der war ja auch schon alt. Irgendwie aber nett. Und Cesare! Sie tauchte das Gesicht ins Wasser und prustete übermütig. Wie konnte ein Mensch bloß Cesare heißen!

Sie sah ihn wieder, als sie mit Marleen den Speisesaal zum Abendessen betrat. Marleen ganz in Weiß, Smaragde in den Ohren und am Hals, das Gesicht gebräunt, das dunkle Haar eng an den Kopf gebürstet, die Spitzen in die Wangen gebogen.

Sie sah hinreißend aus, sie wusste es. Keiner hätte ihr angesehen, dass sie in diesem Jahr vierzig geworden war. Aber weder ihr Aussehen noch ihr Geld ermöglichten ihr den Zugang zu der snobistischen Gesellschaft, die dem Lido sein Gepräge gab, das wusste sie auch. Sie war schon einmal hier gewesen, mit ihrem Mann, und das war ein Fiasko gewesen. Max verreiste nicht gern, es sei denn in Geschäften. So ein Hotel wie das Excelsior, die internationale Society am Strand und in der Halle machten ihn noch unsicherer, als er ohnehin schon war. Er wirkte dann noch kleiner und schwächlicher, sah noch jüdischer aus, hätte sich am liebsten den ganzen Tag in seinem Zimmer versteckt.

Mit einem Liebhaber zu fahren, erschien Marleen nicht opportun, außerdem hatte sie ihren derzeitigen satt. So war sie auf die Idee gekommen, ihre Nichte mitzunehmen – ein junges, unbefangenes Mädchen, nett anzusehen, ergab eine passende Begleitung.

Sie hatte Victoria schon als Kind gelegentlich mit an der Ostsee gehabt, es hatte nie Schwierigkeiten mit ihr gegeben, sie war anpassungsfähig, wohlgezogen und wurde niemals lästig.

Cesare Barkoscy saß bereits an seinem Ecktisch, an dem er immer allein speiste und stets mit besonderer Aufmerksamkeit bedient wurde. Er neigte grüßend den Kopf, als Marleen und Victoria vorübergingen, und Victoria schenkte ihm ein strahlendes Lächeln.

»Kennst du den?«, fragte Marleen, als sie saßen.

»Habe ich heute kennengelernt. Am Strand. Er heißt Cesare Barkoscy. Cesare, wie findest du das?«

»Toll, wie du sagen würdest«, erwiderte Marleen und lachte.

»Er wohnt in Wien. Und in Mailand auch. Abwechselnd, sagt er.«

»Das hat er dir alles erzählt?«

»Wir hatten ein reizendes Plauderstündchen«, sagte Victoria mit unschuldigem Augenaufschlag.

»Alter Wüstling!« Marleen naschte eine Gabel vom antipasto.

»Gar nicht. Er ist sehr vornehm. Ein richtiger Kavalier.«

Marleen nahm einen Schluck aus ihrem Glas, grüßte dann das englische Ehepaar am Nebentisch mit einem Lächeln, wobei sie den Kopf wenden und den einsamen Cesare in seiner Ecke noch einmal betrachten konnte.

»Er sieht nach Geld aus. Reicher Jude aus Wien, vermutlich ungarischer Abstammung. Versteht was von der Börse.«

»Das kannst du gleich erkennen?«

»Ich kenne einige von dieser Sorte. Es lässt sich gut mit ihnen umgehen, sie haben Manieren und verstehen zu leben. Für eine Frau sind sie sehr brauchbar.«

»Aber doch nicht für eine Frau wie dich.«

Marleen zog eine Braue hoch. »Wieso nicht? Findest du, dass ich etwas Besseres zu Hause habe?«

»Onkel Max ist doch ganz anders.«

»Eben. Mit dem da drüben wäre vermutlich schwieriger umzugehen.«

»Wie war's denn heute mit Salvatore?«

»Das Übliche. Erst hat er mir von seinem Duce vorgeschwärmt, dann wollte er mich verführen.«

»Und hast du?«

»Fragen stellst du für so 'ne kleene Göre, da muss man sich schon wundern.«

Sie lachten beide, blickten sich vertraut in die Augen. Sie hatten sich immer gut verstanden, Marleen, die Reiche, die Kapriziöse, die Egoistin, die nur sich liebte und sonst nichts auf der Welt, und Ninas junge, unbeschwerte Tochter, die sich selbst noch nicht kannte.

»Es eilt nicht«, meinte Marleen lässig. »Wir bleiben ja noch vierzehn Tage. Mit der Zeit lernt man, dass eine gut komponierte Ouvertüre den ersten Akt genussreicher macht.«

Der Doppelsinn der Worte ging Victoria nicht auf. Außerdem irritierten Marleens frivole Reden sie nicht im Geringsten, im Gegenteil, sie imponierten ihr. Sie bewunderte Marleen, vor allem deswegen, weil diese besaß, was sie sich selbst so heiß wünschte: Geld.

Victoria spießte einen der Ravioli auf die Gabel und verspeiste ihn mit Genuss. Das Essen war fabelhaft. Und das alles konnte man nur haben, wenn man reich war, dieses Hotel, dieses Essen, solche Reisen, solche Kleider, die Verehrer. Und wie wurde man reich? Durch einen Mann.

Durch einen Mann, wie Marleen ihn geheiratet hatte, einen Mann, den sie nicht liebte und den sie betrog.

Das war der Punkt, an dem Victorias Gedanken eigene Wege gingen. Es gab noch eine andere Möglichkeit, reich zu werden, man konnte Karriere machen, und dann hatte man alles, Männer, Erfolg, Geld.

Männer? Erfolg, Ruhm und Reichtum, das erschien Victoria leicht zu erringen. Nur den Mann, den sie liebte, würde sie nie bekommen. Und einen anderen wollte sie nicht.

Sie seufzte. Da war der große Kummer wieder da, hatte sich ungeladen ins Hotel Excelsior geschlichen.

Marleen ist zu einem echten Gefühl nicht fähig, das sagte Nina, Victorias Mutter und Marleens Schwester, denn sie kannte Marleen seit ihren gemeinsamen Kindertagen. Und sie hatte wohl recht mit diesem Urteil.

Was Marleen fehlte, besaß sie selbst im Übermaß. Nina lebte nur aus dem Gefühl heraus, war darum so schutzlos, so verletzbar.

Und darum darf sie es nie, nie erfahren, dachte Victoria.

Tagsüber, am Strand, im Meer, im Hotelgarten, noch zuletzt während des Gesprächs mit dem Fremden, war sie eigentlich sehr vergnügt gewesen, da hatte sie vergessen, was sie bedrückte.

Dass sie den Mann liebte, den ihre Mutter auch liebte. Den Nina so zärtlich und hingebungsvoll liebte, wie es nun einmal ihrem Wesen entsprach.

Sie darf es nie erfahren, und er darf es nie erfahren, es ist mein Schicksal, dass ich auf die große Liebe meines Lebens verzichten muss. So ist es und so wird es bleiben, mein ganzes Leben lang. Das weiß ich.

Allerdings wusste sie nicht, dass ihre Mutter, dass Nina, als sie so alt war wie ihre Tochter heute, genau das gleiche empfunden, dass sie genauso hoffnungslos geliebt hatte.

Am gleichen Abend, zur gleichen Stunde schlenderte Nina mit Peter durch Salzburg. Er hatte seinen Arm unter ihren geschoben und redete wie meistens in den vergangenen Tagen von der Jedermann-Aufführung, die sie vor drei Tagen auf dem Domplatz gesehen hatten.

Nina hörte nur mit halbem Ohr zu, blickte an den Fassaden der Häuser in der Getreidegasse empor, warf begehrlische Blicke in Schaufenster, schaute in die Gesichter der Vorübergehenden, die genau wie sie beide an diesem milden Sommerabend durch die Stadt spazierten.

Nina verfügte nicht über den Backfisch-Wortschatz ihrer Tochter, sonst hätte sie vermutlich auch verkündet, dass sie Salzburg fabelhaft fände, die Festspiele einfach toll und ganz Österreich überhaupt himmlisch. Aber für sie war hauptsächlich und vor allem aus einem Grund alles so wunderbar: weil sie mit Peter hier war, weil er sie mitgenommen hatte auf diese Reise, weil sie ihn endlich einmal, ungestört von ihrer Familie und unbehindert von seiner Umwelt, für sich allein haben konnte.

Genau wie für Victoria war es auch für Nina die erste Auslandsreise ihres Lebens, und Berge hatte sie noch nie gesehen. Jedenfalls nicht die Alpen. Als junges Mädchen war sie einige Male im Riesengebirge gewesen, aber das war so lange her. Seit sie in Berlin lebte, hatte es keine Ferienreise für sie gegeben, und nun gleich so weit und an einen so zauberhaften Ort. Salzburg war ein großes Erlebnis für sie, sie glaubte, nie etwas Schöneres gesehen zu haben als diese Stadt, deren Gassen und Häuser Anmut und Harmonie geradezu ausstrahlten. Sie war Peter zutiefst dankbar, dass er sie mitgenommen hatte, genauso wie sie ihm für seine Liebe dankbar war.

War es Liebe? Besser gesagt, für sein Vorhandensein in ihrem Leben, sein Immer-noch-Vorhandensein.

Sie ging sehr vorsichtig, sehr behutsam mit ihrer Bindung um, und nur weil sie ihn liebte, erwartete sie nicht, dass er ihre Gefühle auf die gleiche Weise erwiderte. Sie hütete sich, ihm allzu deutlich zu zeigen, was sie für ihn empfand, was er ihr bedeutete. So war es von Anfang an gewesen, so hatte sie es gehalten in den zweieinhalb Jahren, die vergangen waren, seit er gefragt hatte, aus der Laune einer fröhlichen Nacht heraus: »Kommst du mit?«

Damals war sie mit Felix befreundet, war seine Sekretärin, falls man ihre Tätigkeit in dem kleinen Privattheater so hochtrabend bezeichnen wollte. Immer nahe an der Pleite entlang machten sie mittelmäßiges Theater, eine kleine Gemeinschaft, wohl wissend, wie fragwürdig ihre Existenz war. Peter Thiede spielte bei ihnen, ein unbekannter junger Schauspieler, der von der großen Karriere träumte. Sie mochte ihn gern, doch er stand ihr nicht näher als die anderen, die dort am Abend auf die Bühne gingen.

Dann kam die Silvesternacht, in der Felix sie allein ließ, weil er mit seiner Frau feiern musste.

Sie war sehr unglücklich gewesen, verzweifelt über ihr unerfülltes Leben, eine Frau von fünfunddreißig Jahren, der das Leben kein Glück, keine Geborgenheit schenken wollte. Sie war wütend auf Felix und voll Bitternis gegen das Schicksal, das sie so stiefmütterlich behandelte.

Nach der Vorstellung hatten sie im Theater ein wenig gefeiert, die von der Bühne und

die hinter der Bühne, soweit sie nichts Besseres vorhatten, und Peter hatte mit ihr getanzt, hatte sie geküsst und dann war sie einfach mitgegangen in seine Pension und in sein Bett.

Einfach so. Von Liebe konnte keine Rede sein, zweifellos tat sie es aus Trotz gegen Felix, aus Trotz gegen die ganze Welt.

Aber dann war etwas Seltsames geschehen: Zum ersten Mal, seit es Nicolas nicht mehr gab, hatte sie Glück und Lust in den Armen eines Mannes empfunden.

Nur diese eine Nacht, hatte sie sich selbst geschworen, ich werde vernünftig sein.

Aber nun war er immer noch da, obwohl er vorsichtshalber gleich zu Beginn ihrer Beziehung gesagt hatte: Für eine Weile möchte ich dich behalten.

Das vergaß sie nie. Nicht, wenn er sie umarmte, nicht, wenn sie ihn manchmal tagelang nicht sah, nichts von ihm hörte, auch nicht, wenn er so, wie an diesem Abend, neben ihr ging und alles sagte, was ihm am Herzen lag, was ihn bedrückte, was er sich wünschte. Sie kannte seine Wünsche so genau.

Eine gute Bühne, die großen Rollen, Erfolg, Ruhm, sich selbst und sein Talent verwirklichen.

Nichts von alledem hatte er bisher erreicht. Damals, im Frühjahr 1929, als Felix das Theater schließen musste, weil seine amerikanische Frau ihm kein Geld mehr dafür gab, sondern bestimmte, dass er fortan mit ihr in Amerika leben sollte, standen sie alle auf der Straße. Auch Peter Thiede fand zunächst kein Engagement; es gab so unendlich viele Schauspieler in Berlin, gut aussehend wie er, begabt wie er, auf der Jagd nach dem Glück, nach einer Rolle, nach der Möglichkeit zu spielen.

Plötzlich schien es, als habe Fortuna ihre Schritte verlangsamt, um sich auch einmal nach ihnen umzublicken. Paul Koschka, der sich gerade in Berlin als Filmproduzent etablierte, engagierte Peter für eine Rolle und machte Nina Hoffnung auf Drehbucharbeit. Aber das Jahr 1929 hatte noch eine üble Überraschung parat – im Oktober der Börsenkrach in New York, der Beginn der großen Weltwirtschaftskrise.

Koschkas Filme wurden nie gedreht. Fortuna war weitergegangen.

Nina hatte nie begriffen, was da eigentlich passiert war. Sie selbst hatte nichts zu verlieren, weil sie nichts besaß, seit Kriegsende lebte sie sowieso von der Hand in den Mund. Das Schlimmste war für sie die Zeit der Inflation gewesen, die Jahre 1922 und 1923, als sie allein war mit den Kindern, mit ihrer Schwester, mit dem kranken Bruder, verantwortlich für alle. Auch damals hatte sie nicht mitbekommen, was geschah, was mit dem Geld geschah, es blieb nur die Tatsache, dass sie so bitterarm waren wie nie zuvor. Sie wussten nicht, von einem Tag zum anderen, wie und wovon sie leben sollten.

Und dennoch war selbst die Inflation in Wahrheit nicht das Allerschlimmste gewesen, sie brachte zwar Not und Sorgen, aber was bedeutete dies gegen das große, nie zu überwindende Leid ihres Lebens: Nicolas lebte nicht mehr. Nicolas war aus dem Krieg nicht zurückgekehrt.

Später dachte sie manchmal: Es war ganz gut, dass ich so viele Sorgen hatte, es war wirklich gut, dass ich mich darum kümmern musste, wie wir existieren konnten, denn wie hätte ich es sonst ertragen können, ohne Nicolas zu sein.

Dann der Sprung ins Unbekannte, der Neubeginn in Berlin und dabei ein wenig Glück

am Anfang: die Begegnung mit Felix, das Theater; eine Arbeit, die zwar schlecht bezahlt wurde, aber Spaß machte. Irgendwie gelang es ihr, die klein gewordene Familie, nur noch sie, die beiden Kinder und ihre Schwester Gertrud, über Wasser zu halten. Dann verlor sie die Arbeit, und es blieb eigentlich nur noch die Hoffnung, von der sich leben ließ, und ihr Lebensmut, den sie trotz allem nicht verloren hatte.

Und plötzlich dieser junge Geliebte, in dessen Armen sie – nein, Nicolas nicht wiederfinden, aber wenigstens zeitweise vergessen konnte.

Für eine Weile möchte ich dich behalten ...

Die Angst, ihn zu verlieren, ihn bald zu verlieren, war ihr ständiger Begleiter. Sie gab sich selbstsicher, selbstständig, hütete sich vor Sentimentalitäten, sprach nicht von Liebe, spielte die moderne, erfahrene Frau, die emanzipierte Frau des zwanzigsten Jahrhunderts, die Affären leichtnimmt und einen Mann nicht festhält. Spielte sie gut, wie sie selbst glaubte.

Dass die Liebe in ihren Augen geschrieben stand, dass jeder Blick, jedes Lächeln sie verriet, dass Peter genau wusste, wie es in ihr aussah, das hätte sie nicht vermutet. Er aber sagte es ihr nicht, er war froh über ihre Haltung, sie machte es ihm leicht, zu bleiben oder zu gehen, wenn er eines Tages wollte. Peter hatte sie gern, liebte sie auf seine Weise, dachte jedoch keinesfalls an eine feste Bindung, konnte gar nicht daran denken, in der Unsicherheit seines Lebens. Eine Frau mit zwei Kindern, auch wenn er die Kinder mochte, eine Frau, älter als er, arm, erfolglos und ohne Aussicht auf Erfolg oder Geld. Das alles war ihm klar, er sah das ganz nüchtern. Aber Ninas Liebe, ihre Herzlichkeit, ihre Wärme taten ihm wohl, und die schwere Zeit ließ sich gemeinsam besser überstehen. Allein, dass er darüber reden konnte, reden zu einem Menschen, der ihn verstand.

In der Wintersaison 29/30 bekam er dann eine Rolle in einer albernem Komödie, wieder in einem der kleinen, ständig von Pleite bedrohten Theater.

»Das ist mein Untergang«, sagte er düster. »Kein anständiges Haus wird mich je engagieren, wenn ich immer nur in solchen Klamotten auftrete.«

Immerhin war er bis zum März beschäftigt, war anschließend zwei Monate arbeitslos, bekam dann eine Tournee und tingelte den Sommer über mit einem Singspiel durch Bäder und Kurorte.

Es war für ihn, der vom Hamlet und vom Ferdinand träumte, eine Qual.

Doch im Herbst 1930 kam wieder ein Filmangebot, und endlich klappte es. Zuerst nur eine Nebenrolle, doch bereits in seinem zweiten Film spielte er die Hauptrolle, zwar wieder nur das, was er eine Klamotte nannte, aber es war ein hübsch gemachter Film, der ihn immerhin bekannt machte. Und vor allem hatte er endlich einmal Geld verdient.

Die neue Situation war günstig für ihn. Bei der Umstellung vom Stummfilm auf den Tonfilm waren viele Schauspieler auf der Strecke geblieben, das war seine Chance, er war ein gut ausgebildeter Schauspieler, er konnte nicht nur aussehen, er konnte auch sprechen. Aber befriedigen konnte ihn das natürlich nicht.

Jetzt, an diesem Abend auf dem Domplatz in Salzburg, wies er mit geöffneten Armen auf die Stufen des Doms.

»Warum darf ich nicht dort stehen?«

Nina stand mit dem Rücken zu den leeren Zuschauerbänken, sah sein schönes,

leidenschaftliches Gesicht und dachte: Wenn ich dir doch helfen könnte!

Und gleichzeitig dachte sie, wie auf einem anderen Gleis: Wenn du Erfolg hast, wirst du mich verlassen.

»Es kommt schon noch«, sagte sie. »Du bist noch jung. Die anderen, die hier stehen, sind doch älter als du. Sie haben auch einmal angefangen.«

Was für ein dummes Geschwätz, dachte sie. Ich rede, als sei ich seine Großmutter.

»Dieser Moissi ...«, begann er.

Und wieder, wie gestern und vorgestern, setzte er ihr auseinander, was alles ihm an Alexander Moissi, der den Jedermann gemacht hatte, nicht gefiel. Die Art, zu sprechen, die Art, sich zu bewegen, seine Stimme, sein Aussehen, sein Auftreten, eigentlich gefiel ihm gar nichts an dem berühmten Kollegen.

Das war nicht etwa pure Gehässigkeit, nicht nackter Neid; Nina wusste, dass er durchaus imstande war, große Leistungen anderer Schauspieler zu bewundern und dass es manchen berühmten Kollegen gab, den er verehrte, Ernst Deutsch zum Beispiel, Heinrich George, Werner Krauß vor allem, Bassermann, Kortner – aber wen auch immer, Alexander Moissi gehörte nicht dazu.

Über allem jedoch gab es einen fernen Gott, bei dem unweigerlich jedes dieser Gespräche landete: Max Reinhardt.

Es war Peters größter Wunsch, sein höchstes Ziel, einmal Reinhardt vorzusprechen.

Reinhardt war hier. In Salzburg. Er residierte in Schloss Leopoldskron, und die Auserwählten dieser Erde durften seine Gäste sein.

Peter Thiede, ein unbekannter und erfolgloser Schauspieler aus Berlin, gehörte nicht dazu.

Nina nahm ihn energisch am Arm.

»Komm, hör auf, dich zu zerfleischen wegen diesem Jedermann. So toll finde ich das Stück nun auch wieder nicht. Die Kulisse ist schön, der Dom, der Platz, die Burg da oben. Ohne das alles hätte es die halbe Wirkung.«

»Darum geht es nicht. Es geht darum, hier zu stehen und hier zu spielen, ganz egal, wie das Stück ist. Verstehst du das nicht? Wenn du hier dabei bist, dann bist du oben.«

»Was heißt oben, jetzt bin ich hungrig. Meinst du, wir könnten uns ein kleines Abendessen leisten?«

Sofort war er wieder der Mann, den sie kannte, liebevoll und zärtlich.

Er schloss sie in die Arme.

»Armes Ninababy, ich lasse dich verhungern.« Er küsste sie auf die Nasenspitze. »Ich werde dich jetzt gut füttern. Was darf's sein? Ein Gulasch mit Nockerln?«

»Hatten wir gestern.«

»Ein schönes Wiener Schnitzerl, gnä' Frau, resch gebacken, einen Häuptlsalat dazu? Ein Viertel Kremser darf's auch sein? Und hernach am End gar Salzburger Nockerln?«

Er sprach jetzt österreichisch, auf Dialekte verstand er sich ausgezeichnet.

»Geh, sei lieb, Herzerl, stell dich auf die Domstufn da. Ja, magst?«

»Warum denn?«

»Frag net, tu, was ich dir sag. Ich will dich runterheben, das wird mir Glück bringen.«

Er hob sie von der Stufe, nahm sie in die Arme und küsste sie.

»Verzeih mir, Nina.«

»Was hab ich dir denn zu verzeihen? Ich weiß ja, wie es in dir aussieht. Und genauso weiß ich, dass du eines Tages ganz groß wirst. Ich hab's dir immer prophezeit.«

»Vielleicht bin ich unbegabt. Vielleicht bilde ich mir nur ein, dass ich was kann.«

»Unsinn. Du weißt sehr gut, dass du Talent hast. Wenn du dich nur entschließen könntest, ein Engagement an einem guten Stadttheater anzunehmen.«

»Ich geh nicht in die Provinz. Das kannst du mir nicht einreden.«

»Was heißt Provinz! Jeder muss richtig anfangen. Die berühmtesten Schauspieler haben in der Provinz gespielt. Es gehört dazu.«

»Ich geh' von Berlin nicht fort. Dort sind meine Chancen.«

»Das denken viele. Und laufen dort herum und warten auf diese sogenannten Chancen. Provinz ist ein dehnbarer Begriff. Unsere Theater in Breslau sind ausgezeichnet, ich würde sie durchaus nicht als Provinz bezeichnen. Ich kenne viele, die heute in Berlin spielen und in Breslau angefangen haben.«

Er wurde ärgerlich, das wurde er immer an diesem Punkt des Gespräches, das sie nicht zum ersten Mal führten.

»Du vergisst ganz, dass ich schließlich in der Provinz angefangen habe. Ich habe in Zwickau gespielt. Und in Remscheid. Und ein Jahr in Meißen. Ist das Provinz genug? Du redest von Dingen, die ich sehr genau kenne. Man muss damit aufhören, man muss dorthin, wo die großen Schlachten geschlagen werden.«

»Na, ich weiß nicht, ob es nicht besser ist, in Breslau den Hamlet zu spielen als in Berlin den Wurschtl.«

»Du mit deinem ewigen Breslau! Möchte wissen, warum du nicht dort geblieben bist, wenn es so fabelhaft ist.«

Weil ich dort nicht mehr leben konnte, weil mich jedes Haus, an dem ich vorbei kam, jedes Geschäft, das ich gern betreten hätte, und erst recht das Theater und selbst die Luft, die ich atmete, an ihn erinnert hat.

Das dachte sie, sprach es nicht aus. Denn so verständnisvoll er sich am Anfang ihr Klagelied über Nicolas angehört hatte, so ungern wollte er, dass sie noch heute von ihm sprach.

»Ich will und muss in der Großstadt leben«, fuhr er fort. »Ich brauche Berlin. Ich liebe Berlin. Ohne Berlin gehe ich ein. Ich bin ein Junge aus dem Ruhrpott und habe es schwer genug gehabt, dort rauszukommen. Ich gehe nicht zurück. Ich will in Berlin auf der Bühne stehen oder gar nicht.«

Nina seufzte. Sie hatten das Gespräch hundertmal geführt, es kam nichts dabei heraus. Er saß in Berlin und wartete auf die große Chance. Wie so viele andere. Machte schlechtes Boulevardtheater und verbrauchte sein Talent und sein Renommee. Wie so viele andere. Von einer guten Bühne in der sogenannten Provinz, an der er ordentliche Rollen spielte, führte möglicherweise ein Weg nach Berlin in die großen Häuser. Aber bald war es so weit, dass kein angesehenes Stadttheater ihn mehr für ein ernst zu nehmendes Fach engagieren würde. Für den Romeo war er schon zu alt, für den Hamlet fehlte ihm die Erfahrung.

»Ich staune nur immer, wie viel dir daran liegt, mich loszuwerden.«

Das war immer das Ende dieser Gespräche. Wenn er Berlin verließ, um ein Engagement in der Provinz anzutreten, würde es zwangsläufig das Ende ihrer Beziehung bedeuten.

Obwohl es im Grunde nichts und niemand gab, Nina in Berlin festzuhalten. Aber konnte ein Schauspieler mit seiner Freundin, deren Schwester und Kindern in Bielefeld oder Regensburg auftauchen? Das war absurd. Und dass Nina sich von ihren Kindern nicht trennen würde, das wusste er.

Einmal, das war im vergangenen Herbst, stand er in Verhandlung mit dem Theater in Freiburg und hatte sie gefragt, halb spielerisch, ob sie denn mit ihm kommen würde.

»Nur ich?«

»Natürlich. Nur du.«

»Ich kann die Kinder nicht allein lassen.«

»Also erstens sind die Kinder so klein auch nicht mehr und zweitens werden sie von deiner Schwester allerbestens versorgt.«

»Ja, schon. Aber trotzdem ... ich kann sie nicht im Stich lassen.«

»Aber mich. Mich kannst du im Stich lassen.«

Es waren im Grunde sinnlose Dialoge, denn jeder wusste zuvor, was der andere sagen würde. Es war zudem ein überflüssiges Gespräch, er ging nicht nach Freiburg, denn gerade zu der Zeit kam das erste ernst zu nehmende Filmangebot.

»Wenn sie dich zum Beispiel hier ans Landestheater in Salzburg engagieren würden, Provinz ist das schließlich auch, würdest du da nicht mit Freuden annehmen?«, fragte Nina listig vor den Stufen des Doms.

»Vielleicht. Aber in Österreich gibt es Schauspieler genug, da brauchen sie mich bestimmt nicht. Und ich würde Salzburg, so schön es ist, auch nur als Sprungbrett für Wien betrachten. Oder lieber noch für Berlin.«

Er legte den Kopf zurück und blickte hinauf in den dunklen Himmel.

»Ich möchte nirgends sonst leben als in Berlin. Nirgends anders Theater spielen. Es gibt keine Stadt, die so lebendig ist, so abenteuerlich, so wild und so witzig zugleich. So hart und so weich in einem. So atemberaubend böse und dabei so heiter gemütvoll. Nein, nur Berlin kommt für mich infrage. Berlin ist der Mittelpunkt der Welt.«

Nina musste lachen über seine Ekstase. Wie konnte sie ahnen, dass nur wenige Stunden vorher ein weitgereister und welterfahrener Mann fast wörtlich das Gleiche zu ihrer Tochter gesagt hatte.

»Kriege ich nun endlich etwas zu essen oder nicht?«

»Sofort, gnä' Frau.«

Er schob seinen Arm unter ihren, sie kehrten auf den Mozartplatz zurück und machten sich auf die Suche nach einem Lokal, das nett, aber nicht zu teuer war.

»Wenn der Moissi ...«, fing Peter wieder an, nachdem er den dritten Bissen von seinem Tafelspitz in den Mund geschoben hatte.

»Schluss!«, gebot Nina. »Wenn ich den Namen Moissi heute Abend noch einmal höre, verlasse ich dich für immer und alle Zeit. Ich möchte nicht ständig mit Herrn Moissi am Tisch sitzen oder im Bett liegen. Lass uns lieber überlegen, was wir morgen machen.«

Sie hatten vor, Salzburg am nächsten Tag zu verlassen, da es für einen längeren Aufenthalt zu teuer war. Sie wollten auf gut Glück ins Salzkammergut fahren und

irgendwo an einem der Seen in einer kleinen Pension einige Tage verbringen.

Fest stand nur, dass sie in acht bis zehn Tagen wieder in Salzburg sein mussten, denn Peter wollte auf jeden Fall versuchen, Karten für die Premiere der »Stella« zu erhalten, was ihm bisher nicht gelungen war.

Auch eine Reinhardt-Inszenierung natürlich.

Balser würde spielen, Helene Thimig, Reinhardts Lebensgefährtin, und vor allem Agnes Straub. Agnes Straub war für Peter die größte Schauspielerin überhaupt. Er hatte sie in Berlin schon einige Male gesehen, er hätte sie am liebsten jeden Tag gesehen, denn, so sagte er: »Diese Frau ist ein Phänomen. Sie ist das Theater persönlich. Wenn sie auf der Bühne steht, brauchst du keinen anderen mehr. Sie könnte das Telefonbuch vorlesen, es wäre ein Ereignis.«

Die »Stella«-Premiere sollte am 13. August sein, doch schien es unmöglich, dafür noch Karten zu bekommen. Die nächste Aufführung dann erst wieder am 21. August, und das wäre für Nina auf jeden Fall zu spät, bis dahin musste sie zurück in Berlin sein.

»Du kannst ja noch bleiben«, hatte sie großmütig gesagt.

»Vergiss nicht, dass ich ein arbeitsloser Schauspieler bin, ich brauche ein Engagement. Ist sowieso leichtsinnig genug, hier herumzutrödeln.«

»Na, du bist jetzt schon fast ein Filmstar.«

Er verzog das Gesicht.

»Hat sich was. Sehr die Frage, ob die mich noch mal holen.«

Aber im Grunde hoffte er sehr darauf. Wenn er auch auf die Filmerei herabsah, so brachte sie doch Geld. Und möglicherweise Popularität. Vielleicht war es ein Weg, der ihn dahin führte, wohin er wollte.

Als er sich zu dieser Reise entschloss, hatte natürlich auch der Gedanke eine Rolle gespielt, dass es vielleicht doch eine Möglichkeit gab, Reinhardt zu begegnen.

Hier hatte er allerdings schnell begriffen: Reinhardt war ein Gott.

Und die Wolken, über denen sein Thron stand, waren für einen gewöhnlichen Sterblichen nicht einmal zu sehen, geschweige denn zu erreichen.

Es sei denn, es kam jemand, der die Leiter kannte, die nach oben führte.

Allein in Berlin zurückgeblieben waren Gertrud, Ninas Schwester, und Stephan, Ninas Sohn.

Beide genossen, jeder auf seine Weise, das Alleinsein. Immerhin war es das erste Mal in den sechs Jahren, seit sie in Berlin lebten, dass sie die Wohnung für sich hatten.

»Werdet ihr auch zurechtkommen?«, hatte Nina zwar gefragt, ehe sie abreiste, aber es war eine rein rhetorische Frage, denn besser behütet als von Trudel konnte der Junge gar nicht sein.

»Mach dir nur keine Sorgen, reis' du nur«, war Trudels Antwort gewesen, auch wenn sie selbstverständlich, sie konnte gar nicht anders, Ninas Verhältnis zu dem Schauspieler missbilligte.

Einige Male hatte sie vorsichtig ein paar Bemerkungen fallen lassen, was denn dies für einen Eindruck auf die Kinder machen solle, es sei doch ein schlechtes Beispiel, das sie ihnen gebe, aber Nina hatte entweder gelacht oder sich jede Einmischung verbeten.

Einmal hatte sie barsch gesagt: »Was verstehst du denn davon?«

Trudel war fünfzig. In ihrem Leben hatte es nie das gegeben, was man gemeinhin Liebe nennt, nie hatte ein Mann sie umarmt. Als sie ein junges Mädchen war, versuchte ein junger Mann, Schreiner von Beruf, sich ihr zu nähern, auf höchst ehrbare Weise, aber das hatte ihr Vater energisch unterbunden. Einen Handwerker betrachtete er nicht als geeignete Partie für eine Beamtentochter. Trudel war eine Zeit lang traurig gewesen, ein paar Tränen, doch es blieb ihr nicht viel Zeit, sich ihrem Kummer hinzugeben, dazu hatte sie viel zu viel Arbeit. Agnes Nossek, ihre Stiefmutter, kränkelte jahrelang, aufgezehrt von den vielen Geburten, und auf Trudel, der Ältesten, lag die Verantwortung für den ganzen Haushalt, und vor allem war sie damit beschäftigt, die jüngeren Geschwister zu versorgen.

Sie verließ das Elternhaus nicht, pflegte den kranken Vater, dann die Mutter, und erst als beide gestorben waren, zog sie zu ihrer Schwester Nina nach Breslau und widmete sich deren Kindern. Genau genommen war ihr Leben ein Opfer für die Familie gewesen, nur dass sie es nicht so betrachtete. Es war kein leeres Leben, es war angefüllt mit Arbeit, mit Fürsorge und vor allem mit Liebe, die sie gab und erhielt. Nur die Liebe eines Mannes war es nie gewesen.

Natürlich hatte sie nie einen Beruf erlernt oder ausgeübt, dafür wäre gar keine Zeit gewesen, doch in den letzten Jahren bedauerte sie diesen Umstand in steigendem Maße, und zwar allein aus finanziellen Gründen. Immer waren sie knapp mit Geld, Nina verdiente wenig, und wäre Trudel nicht eine so geschickte Hausfrau gewesen, die es verstand, mit einem Minimum auszukommen, wäre es ihnen weit deutlicher zu Bewusstsein gekommen, wie mager ihr Budget ausfiel. Trudel war es gewöhnt, sparsam zu wirtschaften, der preußische Beamtenhaushalt, in dem sie aufgewachsen war, hatte sie das gelehrt. Sie putzte, kochte, nähte, stopfte und strickte, schneiderte einen großen Teil der Kleidung für die Kinder, besserte jedes schadhafte Stück sorgfältig aus, mit einem Wort, sie war ein Wunder an Umsicht und Sparsamkeit.

»Was täte ich ohne dich!«, das hatte Nina oft gesagt in den Jahren ihres Zusammenlebens, und sie sagte es mit besonderem Nachdruck, wenn Trudel darüber klagte, wie unnützlich sie sich vorkomme, wie belastend es für sie sei, dass sie gar nichts zu ihrem Auskommen beitragen könne und sich von ihrer Schwester erhalten lassen müsse.

Praktisch veranlagt, wie sie war, hatte sie auf Abhilfe gesonnen, denn wenn sie auch altmodisch war und unerfahren in vielen Dingen, so war sie doch nicht weltfremd.

Ein wenig verdienen ließ sich nur mit dem, was sie konnte, das war ihr klar. Vor zwei Jahren hatte sie angefangen, sich in der Nachbarschaft nach Näh- und Flickarbeiten umzusehen, hatte im Milchladen, beim Kaufmann, die Erlaubnis erwirkt, einen kleinen Zettel anzubringen, auf dem sie ihre Dienste anbot. Als Nina davon erfuhr, empörte sie sich und verbot es.

»So arm sind wir auch nicht, dass du anderen Leuten die Socken stopfen musst.«

Selbst Nina, so modern sie sich gab, konnte ihre Herkunft nicht verleugnen.

Doch da hatte Trudel schon die ersten Kunden gewonnen, diese brachten die nächsten, das machte ihr Mut, und sie gab kurz entschlossen eine kleine Anzeige im Lokalanzeiger auf, die nicht ohne Echo blieb.

Seitdem marschierte sie also los, holte Sachen, die auszubessern waren, änderte Kinderkleidchen, flickte Jungenhosen, verkürzte Hemdärmel und schließlich wagte sie es, der einen oder anderen Kundin ein neues Kleid zu schneiden. Sparen musste fast jeder in der Zeit der Wirtschaftskrise, also war die Hilfe, die Trudel anbot, in vielen Fällen erwünscht, besonders wenn Frauen und Mütter berufstätig waren oder selbst kein Talent für derartige Arbeiten hatten. Mit der Zeit ergab es sich, dass Trudel auch an der Nähmaschine in einem fremden Haushalt arbeitete, wenn es eilte oder etwas anzuprobieren war. Nur hatte sie keine Ahnung, was sie für ihre Dienste verlangen sollte, sie war anfangs viel zu billig. Das brachte ihr zwar viele Kunden, machte ihre Arbeit aber nicht gerade einträglich.

Fräulein Langdorn war in diesem Punkt hilfreich. Sie war Sekretärin in der Anwaltspraxis, die den vorderen und größeren Teil ihrer Wohnung einnahm. Man traf sich gelegentlich im Treppenhaus, und Fräulein Langdorn, ein spätes Mädchen wie Trudel, wenn auch mit einem richtigen Beruf, blieb gern zu einem kleinen Schwatz stehen.

Zu ihr sagte Trudel: »Ich weiß nie, was ich sagen soll, wenn die Leute mich fragen, was es kostet.«

»Ich werde mich erkundigen«, erklärte Fräulein Langdorn sofort, und sie tat es auch, und zwar so gründlich, wie sie alles tat. Von da an hatte Trudel eine Richtschnur, wie ihre Preise aussehen mussten. Was nicht bedeutete, dass sie sie nicht senkte, wenn sie darum gebeten wurde.

»Mein Mann ist arbeitslos.«

»Mein Mann ist abgebaut worden.«

»Mir haben sie gekündigt. Wer weiß, wann ich wieder etwas Neues finde.«

»Der Junge war so lange krank. Ich habe die Arztrechnung noch nicht bezahlt.«

»Die Schulden wachsen mir über den Kopf. Wenn ich nächste Woche nicht die Miete zahle, fliegen wir raus.«

Und immer wieder, in steigendem Maße, das eine Wort, das Leitmotiv, der Fluch, das Motto dieser Jahre: arbeitslos.

Immerhin erfuhr sie auf diese Weise, dass finanzielle Schwierigkeiten auch in anderen Familien an der Tagesordnung waren.

Aber sie hatte auch einige gute Kunden, die klaglos zahlten, was sie verlangte.

Wie auch immer, es verschaffte Gertrud Nossek Befriedigung und Selbstvertrauen, dass sie nun ein wenig zum Haushalt ihrer Schwester beitragen konnte. Nina erkannte das sehr wohl und gab es nach einiger Zeit auf, gegen die, ihrer Meinung nach, nicht standesgemäße Tätigkeit ihrer Schwester zu protestieren.

Jedoch erfuhr sie nie, dass Gertrud acht Wochen lang das Anwaltsbüro geputzt hatte, als die dort beschäftigte Putzfrau sich den Arm gebrochen hatte. Nina wunderte sich nur, wieso am letzten Weihnachtsfest vom Nachbarn ein großer Fresskorb abgegeben wurde.

»Wie kommen wir denn zu der Ehre?«

Trudel konnte zwar schlecht lügen, aber sie erklärte mit erstaunlicher Gelassenheit: »Ach, ich habe Fräulein Langdorn ein paar Sachen gerichtet. Und ihrer Mutter auch. Die ist ja halb gelähmt. Und Fräulein Langdorn hat wenig Zeit, sie muss viel arbeiten da vorn.«

»Und du hast es gratis gemacht, das sieht dir ähnlich.«

»Ich kann doch kein Geld von ihr nehmen, wo sie immer so nett ist.«

Stephan grinste, er und Trudel tauschten einen Blick. Er als Einziger wusste, was wirklich vorgegangen war.

»Du bist ja eine ganz schöne Lügentante«, sagte er hinterher. »Mir erzählst du immer, man soll nicht lügen.«

»Das war nicht gelogen, das war geschwindelt«, klärte ihn Trudel listig auf. »Warum sollen wir deine Mutter unnötig aufregen?«

Zwischen Trudel und ihrem Neffen bestand ein sehr inniges Verhältnis, sie verwöhnte ihn, wo sie konnte, räumte ihm seine Sachen nach, denn Stephan war sehr unordentlich, kochte ihm, soweit möglich, seine Lieblingsgerichte, putzte seine Schuhe, hörte sich seine Schulsorgen an, und die hatte er ausreichend, las ihm jeden Wunsch von den Augen ab.

Auch in diesem Fall hatte Nina es aufgegeben, zu protestieren.

»Der Junge ist viel zu weich. Du darfst ihn nicht so verwöhnen. Ich erfahre ohnehin nur die Hälfte, das Übrige kungelt ihr sowieso unter euch aus.«

So ähnlich hörten sich Ninas Einwände an und Trudels Antworten darauf ähnelten sich auch.

»Lass mich doch. Das Leben wird noch schwer genug für ihn. So schreckliche Zeiten, wie wir jetzt haben. Nichts hat seine richtige Ordnung mehr.« Oder: »Er ist so zart, so empfindlich. Wenn er größer und kräftiger sein wird, macht er dann sowieso schon alles allein.« Und, womit sie Nina mitten ins Herz traf: »Manchmal erinnert er mich an Erni. Der war auch so ein empfindsames Kerlchen.«

»Red' nicht so einen Stuss«, fuhr Nina sie an. »Erni war krank, vom Babyalter an. Stephan fehlt gar nichts, der ist nur faul.

Und Erni war ein Genie. Wenn er am Leben geblieben wäre, dann ...«

Nina verstummte. Den Tod ihres Bruders hatte sie nie verwunden können.

Stephan mit Trudel genoss also sein Feriendasein. Er durfte so lange im Bett bleiben, wie er wollte, Frühaufstehen war ihm verhasst, er bekam das Frühstück ans Bett serviert und meist blieb er dann noch liegen und las, am liebsten Karl May, den auch Trudel inzwischen zu ihrer Lektüre gemacht hatte.

Bisher waren, seit ihrer Mädchenzeit, möglichst wildbewegte Liebesromane ihre Lieblingsbücher gewesen, aber Stephan zuliebe beschäftigte sie sich jetzt mit Winnetou und Old Shatterhand. Damit sie mit dem Jungele darüber reden konnte.

Mit Arbeit hatte sie sich reichlich eingedeckt; während Nina und Victoria verreist waren, hatte sie Zeit und vor allem Platz genug, keinen störte das Rattern der Nähmaschine, und sie wollte so viel verdienen, dass sie Stephan nach den großen Ferien ein neues Fahrrad schenken konnte. Sein altes war verrostet, doch Nina hatte es abgelehnt, ein neues zu kaufen.

»Das neue würde in kurzer Zeit genauso aussehen. Wenn du dein Rad nicht pflegst, bekommst du kein neues.«

»Stephan kommt immer zu kurz bei dir«, hatte sich Trudel erbittert eingemischt.

»Willst du damit sagen, dass ich meine Kinder ungerecht behandle?«

»Vicky war immer dein Liebling.«